



Bertram Stubenrauch | München

geb. 1961, Priester, Professor für Dogmatik und
Ökumenische Theologie an der LMU München

bertram.stubenrauch@lmu.de

Der ekklesiale Rang geistlicher Bewegungen

Geht man recht in der Annahme, das Christentum – und damit die Kirche – sei eine geistliche Bewegung im Schoß des antiken Judentums gewesen? Wer mit Ja antwortet, muss sich der Tatsache stellen, dass die Jesus-Erfahrung zu einer neuen Gemeinschaft mit neuen Regeln geführt hat. Soll die Antwort hingegen Nein lauten, steigt die Versuchung auf, den Riss zwischen Israel und Kirche für unüberbrückbar zu erklären. So vertrackt die Sachlage im Einzelnen auch sein mag und so wenig sie hier behandelt werden kann¹ – es gibt gute Gründe, im Christusereignis das Ur-Paradigma zu sehen, mit dem sich die Geltung geistlicher Bewegungen in der Kirche bestimmen lässt.

Israeliten

Jesu Auftreten war damals wie genauso noch heute nur verständlich im Rahmen des Judentums seiner Zeit und der dort etablierten Institutionen. Die religiöse Instanz – Tempel, Thora, Priesterschaft, Synagoge, Festkreis, Hausgottesdienste, Gerichtswesen, Staatsform, ethnisch-nationales Selbstbewusstsein – gab der persönlichen Frömmigkeit Form und Sprache. Jesus konnte als Glaubender Israels wie auch als Lehrer Israels nur in Erscheinung treten, weil er von Kindesbeinen an von der zur Institution geronnenen Glaubensüberzeugung seines Volkes geprägt war. Dieses Faktum gewinnt zusätzlich an Gewicht, wenn man Jesus im Horizont der prophetischen Frömmigkeit Israels interpretiert. Man weiß: Propheten traten durchaus institutionskritisch auf; sie prangerten Missstände an, damit aus dem, was erstarrt war oder sich verkehrt hatte, neue Kraft fließen konnte. Große Prophetie führte nicht ihrerseits zur Institutionalisierung, aber sie arbeitete sich

¹ Zum Problem vgl. T. Czopf, *Neues Volk Gottes? Zur Geschichte und Problematik eines Begriffs* (Münchener Theologische Studien. Systematische Abteilung; 78). Sankt Ottilien 2016.

an der Institution ab. Es gehörte zu ihren erklärten Anliegen, das fest Gefügte, konkret Greifbare und gerade so auch Angreifbare, immer wieder Kritisierbare im Glaubensleben Israels neu mit der Gotteswirklichkeit auf der Straße und in den Herzen der Menschen zu verbinden.

Diese Absicht kennzeichnet auch das Denken und Handeln Jesu. Er will nicht den Rückbau der Institution. Er will ihre Dienstbarkeit. Er strebt auch nicht deren Umbau zugunsten neuer struktureller Einfälle an, sondern fördert ihre Verlässlichkeit, damit die persönliche Gottsuche einen Ort der Vergewisserung und der Kommunikation hat. Jesus forciert schon gar nicht die Abschaffung der Instanz, denn er weiß um deren Transparenz: Tempel, Gesetz und mündliche Überlieferung sind bei aller Würde, die ihnen zukommt, kein Selbstzweck. Sie sind nicht selbst göttlich und auch nicht unumstößliche Utensilien des verheißenen Gottesreiches, allerdings Platzhalter im wahrsten Sinn des Wortes. Es gibt die heiligen Worte, Gebärden und Dinge, weil es Gott gibt, aber – ein schönes Paradox: Weil es Gott gibt, sind sie vorläufig und haben eines Tages ausgedient.

Ohne den eschatologischen Horizont der in Israel ersehnten Gottesherrschaft läge nachgerade das Gesetz bleischwer auf den Gemütern der Frommen. Niemand könnte auf Entlastung hoffen, weil keine Aussicht auf einen Zustand bestünde, der ohne Buchstaben auskommt und nur Geist, Liebe, Freiheit bedeutet. Denn: Hängt der Glaube Israels nicht wesentlich an der Sehnsucht, dass eines Tages Gott nicht mehr vermittelt werden muss? Dass er eines Tages keine Platzhalter mehr braucht, weil alles offenbar ist, so dass „die Verständigen strahlen wie der Himmel“ und die Gerechten „immer und ewig wie die Sterne leuchten“ (Dan 12,3)?

Institutionen

Institutionen sind notwendig, weil unter den Bedingungen einer Welt, in der es zwar persönliche Freiheit gibt, die aber auch verkehrt ist in Egoismus und Bosheit, ein gemeinsamer Nenner für menschliches Tun und Lassen gefunden werden muss. Es bedarf einer klaren Ordnung, wenn Freiheiten aufeinander prallen und immer wieder dazu gebracht werden müssen, einander anzuerkennen. Diese Aufgabe hat die Institution v.a. im profanen Bereich. Sie macht Denk- und Handlungsmuster geltend im Diskurs von Freiheiten, und sie steht und fällt mit der Gesellschaftsform, von der sie hervorgebracht wurde. Kommt beispielsweise eine Monarchie oder kommt die Demokratie ins Wanken, dann zerfällt auch das entsprechende juristisch-exekutive Korsett. Es hat einen rein funktionalen Charakter, keine Verweiskraft, keine eschatologische Tiefenperspektive. Die religiöse Institution hingegen macht einen göttlichen Anspruch geltend – was sie schon hier und jetzt als ein Fanal ausweist und ihre Vorläufigkeit bedingt. Denn eines Tages braucht niemand mehr das göttliche Gesetz, weil an seine Stelle das göttliche Antlitz treten wird, das erlösende Schauen von Angesicht zu Angesicht.

Von dieser Warte aus gesehen war es kein Zufall, dass Jesus das Gesetz Israels gleichermaßen verschärft wie auch entschärft hat. Die Verschärfung: Nur dem Buchstaben zu genügen, reicht nicht aus, um den Geboten gerecht zu werden. Das Gesetz fordert die ganze Person ein, damit in Fleisch und Blut übergeht, was in Satzungen und Vorschriften nur Stein oder Tinte ist. Die Entschärfung: Gott und Mensch sind größer, sind unendlich wertvoller als das Gesetz. Darum darf die Vorschrift Gott nicht auf eine bloße Gesetzgeberrolle reduzieren, und sie darf nicht so bestimmend sein, dass der Mensch geknechtet wird.² Indem Jesus das Gesetz neu auslegt, die Tempelfrömmigkeit seines Volkes verinnerlicht und ein Abschiedsmahl feiert, das aus der Geistigkeit der Exodus-Tradition schöpft, gibt er der Institution ihren unverstellten Verweischarakter zurück. Er bestätigt ihre religiöse Dignität, indem er sie davor bewahrt, selbstgenügsam und selbstherrlich zu werden.

Vor diesem Hintergrund lässt sich das öffentliche Auftreten Jesu als eine groß angelegte Erweckungsbewegung in der Mitte des Gottesvolkes beschreiben. Zweifellos ist Jesus ein Mensch gewesen, der Geist hatte und Geist freisetzte und der so seinem Volk in Erinnerung rief, welcher Segen in der Institution liegt, wenn sie wahrhaft religiös, menschenfreundlich und gottergeben bleibt. Aber kann sie das ohne Prophetie? Kann sie das ohne Persönlichkeiten, die Neues wagen, weil sie wissen, was ihnen durch die Institution unwiderruflich geschenkt ist?

Apostel

Es gehörte einst zu den Pflichtübungen in theologischen Lehrbüchern nachzuweisen, welchen Aussagen Jesu kirchenbegründende Wirkung zukommt. Inzwischen hat man die Kurzsichtigkeit schon der Fragestellung erkannt und deutlich gemacht, dass die Initiative Jesu im Ganzen – sein Leben, sein Sterben und sein österlicher Triumph – der Sammlung Israels als messianisches Volk diene. Im Übrigen greift auch die Redewendung, Jesus habe die Kirche regelrecht „gegründet“, zu kurz. Tatsächlich geschah sehr viel mehr: Jesus, der Gekreuzigte, von Gott Aufgeweckte, hat sich der Kirche als innerstes Wesensmoment eingestiftet. Er hat sie, wie es mustergültig im paulinischen Schrifttum entfaltet wird, zu seinem „Leib“ gemacht (Kol 1,18), sich unwiderruflich mit ihr verbunden (vgl. 1 Kor 12,12–31a). Man kann also in ihm schwerlich einen Advokaten zum Zweck der Neubegründung des Gottesvolkes sehen. Das Gottesvolk besteht bereits; es muss nicht erst geschaffen, nicht neu notiert und mit Rechten und Pflichten versehen werden. Allerdings war es Jesus um die personale Belebung und Anreicherung des institutionellen Erbes Israels zu tun. Zum Gottesvolk gehören Gesichter. Es will nicht verwaltet, sondern zur Geltung gebracht werden. Diesem Zweck dient die Erwählung der Zwölf: Mit großer Feierlichkeit berichtet das Markusevangelium, dass Jesus in

² Vgl. G. Theißen / A. Merz, *Der historische Jesus. Ein Lehrbuch*. Göttingen 1996, 321–332.

souveräner Manier die Zwölf zusammenruft, sie „kreiert“ (vgl. Mk 6,12–16). Sie werden im Blick auf das Zwölf-Stämme-Volk Israel als dessen Repräsentanten in Position gebracht. Und obwohl die Erwählten zu einer Instanz verschmelzen, überliefert das Neue Testament geflissentlich ihre Namen.

Etwas ebenso Eigentümliches wie Wegweisendes geschieht: Die zum Zwölferkreis kreierten Jünger werden von Jesus *ad personam* ausgesucht und berufen, deshalb die Namen. Zugleich aber wird ihnen bedeutet, dass es auf sie persönlich nicht ankommt; sie stehen für einen Anderen, dessen Treuhänder sie sind. Als Repräsentanten ganz Israels erneuern sie durch ihr Amt das damals nicht mehr intakte Gottesvolk, das niemals als eine bloß innerliche, bloß geistige, nur an Gesinnungen erkennbare Größe konzipiert war. Das Gottesvolk soll als Institution wie das Gesetz und der Kult selbst Fels, Bastion, Fanal sein, ein Zeichen, das fasziniert oder dem widersprochen wird.³ Dennoch muss je persönlich und je individuell, je nach Kraft und Begabung, im Maß eigener Einsicht und nach freier Erwägung gelebt und verkündet werden, wofür die Instanz das Sinnbild ist.

Die Zwölf, durch die ganz Israel neu in Anspruch genommen wird, sprechen und handeln in der Tat „amtlich“. Sie sind Sachwalter der Institution „Israel“. In dieser Funktion kommt es gerade nicht darauf an, welche persönlichen Eigenschaften sie besitzen, wo sie beruflich herkommen und was sie vom Gottesreich verstanden oder nicht verstanden haben. Ihr amtlicher Auftrag erschöpft sich zunächst schlicht und einfach darin, „da“ zu sein. Sie stehen für die Statik jenes Gebildes, das der Welt Hoffnung geben soll. Sie stehen für das Gottesvolk und sein Heiligtum, dessen Mauerwerk in den Himmel ragt, damit es schon von weitem gesehen wird. Natürlich weiß Israel, dass die Gottesgegenwart in seinem Volk erst am Ende der Zeit für alle erfahrbar sein wird, dann, wenn die Völkerwallfahrt zum Zionsberg beginnt, auf dem der Tempel thront (vgl. Jes 2,2–4; Mi 4,1–4).

Das Signal, das vom Heiligtum und von dem Volk ausgeht, das ein Segen für alle sein soll, ist von demonstrativer Art und streng theozentrisch: Seht, was Gott getan hat! Seht, welche Wohnstadt der Herr sich errichtet hat! Seht, sein Volk! Gottes Ja zu Israel und damit zur ganzen Menschheit gründet tief im Erdreich dieser Welt. Es ist im besten Sinn Institution geworden, man kann es sehen und sich an ihm festhalten. Dieses Ja klingt durch die Zeiten, auch und gerade, weil es „Amtsträger“ weitersagen, die es durch ihr Genie oder ihre Erbärmlichkeit weder veredeln noch abschwächen können. Und doch will die Initiative Gottes nicht ohne den Glauben, die Hingabe und die Kreativität derer sein, die sie repräsentieren. Wieder sind zuallererst die Zwölf in der Pflicht. Sie sollen leben, wofür die Institution Zeichen ist. Sie sollen der Gemeinschaft, für die sie bestellt sind, die Begeisterung verleihen, deren Quellgrund von der Institution verbürgt wird. Ihr existenzieller Beitrag zur Reifung des Gottesvolkes ist nun nicht mehr demonstra-

3 Vgl. G. Lohfink, *Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes*. Freiburg – Basel – Wien 1998, 71–81.

tiv, sondern appellierend angelegt, und damit stehen die Zwölf nicht mehr allein. Der amtliche Bescheid: Seht, was Gott getan hat! muss umsäumt und bestätigt werden von der zutiefst persönlichen Frage: Was, Herr, soll ich tun? Es ist die Frage aller, die zum Gottesvolk gehören.

Geistesgaben

Dem vorösterlichen Wirken Jesu entspricht nachösterlich die Sendung des Heiligen Geistes – der nicht zur Ergänzung oder als Korrektiv in Erscheinung tritt, sondern anzeigt, was sich mit Jesus verändert hat. Nun erst entsteht auf dem Mutterboden des einen und unteilbaren Gottesvolkes aus Juden und Heiden die Kirche. Sie bringt Bewegung ins Gottesvolk, das freilich von ihr weder überragt noch ersetzt wird. Die Kirche lebt, wie es Yves Congar treffend beschrieben hat, „aus zwei Sendungen“ – von „der des Wortes“ und der „des Hauches.“⁴ Diese beiden Weisen ihres Apostolats lassen sich nicht voneinander trennen, doch sie unterscheiden sich. „Wir *sehen* die Kirche“, formuliert Congar, „in ihrem geordneten Dienstamt, in ihrer Liturgie, in ihren Versammlungen, Unternehmungen und Werken“; aber: „Wir *glauben*, dass das tiefe Leben dieses großen, zugleich vielfältigen und einen Leibes Ergebnis und Frucht – in der Kreatur – des Lebens Gottes selbst ist, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“⁵ [Herv. YC]. Die sichtbare Dimension der Kirche bedarf der Innenschau; was sich zeigt und institutionell bezeugt, wird durch den Glauben identifiziert und verinnerlicht. Umgekehrt entzündet sich der Glaube am Faktischen, an dem, was sich vor Aug' und Ohr aufbaut.

Auch an diesen Zusammenhang erinnert die Instanz der Zwölf, die später als „Apostel“ gelten (vgl. Lk 6,13). Es war kein Zufall, dass im apostolischen Dienst der frühen Kirche der demonstrative mit dem appellierenden Charakter des Gotteszeugnisses in Personalunion verbunden blieb. In der späteren Entwicklung führte die Unterscheidung mitunter zur Trennung, wie sie z.B. an der Konkurrenz abzulesen ist, die es in der nachapostolischen Zeit zwischen charismatischen Wanderpredigern beiderlei Geschlechts und einem sich ausbildenden ortsansässigen Leitungsamt gegeben hat. Es war am antiken Modell des *pater familias* orientiert und hatte seinen Ausdruck im ausschließlich an Männern vergebenen Bischofsamt gefunden.⁶ Zu zwei verschiedenen Kirchentümern kam es dabei nicht; die Kirchenväter hielten es immerhin für geboten, nach Möglichkeit Charismatiker zu Bischöfen zu machen, und noch im hohen Mittelalter wurde das Bischofsamt dem Stand der Vollkommenheit zugerechnet. Einseitige Akzente hätten zu abstrusen Verzerrungen geführt. Dazu Congar: „Wollte man den vermeintlichen Gegensatz,

4 Y. Congar, *Der Heilige Geist*. Freiburg – Basel – Wien 1982, 160. 162.

5 Ebd., 161.

6 Vgl. die Andeutungen bei Benedikt XVI., *Kirchliche Bewegungen und neue Gemeinschaften. Unterscheidung und Kriterien*. München – Zürich – Wien 2007, 29–35.

die verderbliche Trennung zwischen Charisma und Institution annehmen, so hieße das theologisch die Einheit der Kirche, des Leibes Christi, sprengen. Die einen würden dann im Namen bloß der Vollmacht, ohne entsprechende Spiritualität, alles manipulieren und reglementieren wollen; die anderen anarchisch, im Namen des Geistes. Man hätte dann auch eine falsche Theologie der Ordination, die nur als ‚Gewaltenübertragung‘ angesehen würde. Schließlich würde man der notwendigen pneumatologischen Dimension der Ekklesiologie ermangeln“.⁷

Mit den Studien Congars und im Gefolge des Zweiten Vatikanums hat man sich bei der Frage nach dem ekklesialen Ort geistlicher Bewegungen weitgehend auf einen ausgleichenden Dualismus geeinigt: Statische und dynamische Elemente im Leben der Kirche gehören zusammen. Demgemäß formuliert Francis A. Sullivan: „Auf zwei klar unterschiedenen, aber gleich wichtigen Wegen flößt der Heilige Geist dem Leib Christi Leben ein: einerseits durch sein Bundesverhältnis mit der Kirche, indem er die Wirksamkeit ihrer Sakramente und amtlichen Dienste garantiert, andererseits durch seine unvorhersehbaren und oft überraschenden charismatischen Interventionen. Ein System mit festen Leitungsmännern ist nötig, um die Tradition zu hüten und weiterzugeben. Aber es ist ebenso wahr, daß die Kirche die charismatischen Interventionen des Geistes braucht, um aus der Selbstzufriedenheit und Mittelmäßigkeit, die sich unvermeidbar in jeder Institution einschleichen, aufgerüttelt zu werden“.⁸ Man beachte: Es wäre falsch, das institutionelle Moment im kirchlichen Leben an die Christologie und seinen dynamischen Part an die Pneumatologie zu binden. Denn natürlich fordert Jesus selbst, wie sich an der Zwölferberufung gezeigt hat, zur höchst persönlichen Nachfolge auf. Und der Geist schenkt auch die Institution, die er zugleich durch sein Wehen belebt und der Schläfrigkeit entreißt. Nur im Pneuma wird die Kirche zum mystischen Christusleib, wie umgekehrt die charismatischen Gaben auf den historischen Jesus zurücklenken und in erster Linie Gaben an das institutionalisierte Gottesvolk sind. Es ist der eine, unteilbare Gott Israels, der für seine Heilsabsicht ein Volk erschafft und es durch den Sohn und den Heiligen Geist immerfort erneuert.

Inspirationen

Jeder Versuch, das trinitarische Geheimnis Gottes triadisch aufzufächern, um den einzelnen „Personen“ je ein bestimmtes „Ressort“ zuzuweisen, ist ekklesiologisch zum Scheitern verurteilt. Denn die trinitarische Gottesbeschreibung im Gefolge des Neuen Testaments und der frühen Kirche besagt nicht, in Gott walte eine wie auch immer geartete Vielfalt. Folgerichtig hat das Zweite Vatikanische Konzil die Einheit der Kirche, nicht ihre strukturelle Pluralität trinitarisch verankert (LG 4).

⁷ Y. Congar, *Heiliger Geist*, 165 [s. Anm. 4].

⁸ F.A. Sullivan, *Die charismatische Erneuerung. Die biblischen und theologischen Grundlagen*. Graz – Wien – Köln ²1986, 49.

Das Zueinander der „Personen“ in Gott lässt sich indes mit einer langen dogmatischen Tradition perichoretisch verstehen: Immer wirkt der eine und unteilbare Gott kraft einer einzigen, machtvollen Liebe; doch im Vater wohnt der Sohn und in ihm wohnt der Geist, wie Sohn und Geist in gleicher Intensität vom Vater durchlebt sind. Perichoretisch lässt sich auch das kirchliche Leben denken: Institution und Charisma, apostolisches Amt und freies, apostolisches Wirken greifen ineinander, wohnen sich je wechselseitig ein. Sie sind füreinander konstitutiv und einander bedürftig und deshalb in ihrer Zeichenhaftigkeit aufeinander verwiesen.

Noch einmal: Das Geheimnis des einen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, sperrt sich gegen die ekklesial-strukturelle Umsetzung. Hilfreich und wünschenswert aber ist es, sich vom Theologumenon der Perichorese inspirieren zu lassen. Und denkbar ist von daher, das kirchliche Leben aus einer Spiritualität der Sendungen heraus zu gestalten, wozu sich die traditionelle Lehre von den göttlichen Appropriationen anbietet: Den göttlichen „Personen“ wird „Eigenes“ zugeschrieben. Dass die Kirche aus den beiden Sendungen durch den Sohn und den Heiligen Geist lebt, hat sich bereits gezeigt; dass sie als der messianisch aktive Teil des einen Gottesvolkes in Gott, dem Vater, wurzelt, setzt das Neue Testament voraus und muss mit dem Wirken des Sohnes und des Geistes zusammenschaut werden. Dies soll zum Abschluss dieser Überlegungen in Form von drei Thesen geschehen.

These eins: Der Name Gottes, des Vaters, erinnert an die unverfügbare göttliche Transzendenz. Jede Religion dieser Welt sucht nach ihr, auch wenn sie mit unterschiedlicher Klarheit gedacht wird und ihr Verhältnis zur Welt viele interpretatorische Varianten kennt. Die christliche Überzeugung, dass Gott Mensch geworden sei, tut seiner absoluten Transzendenz keinen Abbruch, im Gegenteil. Denn das Transzendente zeichnet sich nicht zuletzt dadurch aus, auch das Geschaffene zu durchwirken, das es zugleich unendlich übersteigt.

Wird die Transzendenz des Vaters kirchlich gelebt und bezeugt, so heißt dies, dass es eine Unterströmung des Schweigens geben muss. Gemeint ist der Verzicht auf durchgängiges Verstehen und Erklären. Eine Glaubensgemeinschaft, die den Namen des Vaters im Munde führt, sollte zuallererst einfach „da“ sein – wie auch die Zwölf zunächst einfach „da“ gewesen sind, ohne dass sie den Eindruck erwecken mussten, alles schon begriffen zu haben. Die Institution und die geistliche Bewegung ehren Gott, den Vater, durch die Geste stiller Anbetung. Beide dürfen sich unverkrampft eingestehen: Wir wissen es nicht genau! Es geht um den Machtverzicht wider die Täuschung, alles schon erkannt zu haben oder Hochstimmung verordnen zu können. Amt und Charisma haben ein Geheimnis zu hüten: schweigend, tolerant, demütig, ehrfurchtsvoll.

These zwei: Niemand hat Gott je gesehen, überlegt das Johannesevangelium, nur der Eine; er aber hat Kunde gebracht: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1, 14). In Jesus – im Sohn – zeigt sich, wenn man so

will, die politische Dimension Gottes. Nun geht es sehr wohl um Inhalte: um ein Programm, um Entschiedenheit und Rückgrat im persönlichen und gesellschaftlichen Leben. Die Sendung der Kirche kommt mit der des ganzen Gottesvolkes aus dem Schweigen; aber das Schweigen gebiert das Wort. Jesus hat Partei ergriffen. Er hat denen, die er in seine Nähe rief oder die seine Nähe suchten, zugemutet, aufrichtig vor sich selbst und vor anderen Ja oder Nein zu sagen. Auch die Institution und die geistliche Bewegung müssen wie Jesus Partei ergreifen und sich gegenseitig dazu ermuntern – zugunsten von Wahrheit und Liebe. Niemals darf sich der kirchliche Apparat zum Konzern auswachsen und sich dann auch noch so benehmen. Und wenn die charismatische oder anderweitig motivierte geistliche Bewegung nur den Eventhunger religiöser Sonderlinge bedienen würde, verriete sie ihre gesamtkirchliche Verantwortung. Der Parteigänger, der nicht mehr das große Ganze sieht, wird unweigerlich zum notorischen Lügner.

These drei: Der Heilige Geist, lehren Schrift und Väter, wohnt in den Herzen der Glaubenden, die er befeuert, aber auch zur Ruhe kommen lässt durch Gebet und Meditation. Man darf – appropriierend – von einer mystischen Dimension sprechen, in die der Geist einführt und worin er die Glaubenden beheimatet. Natürlich spielen auch hier das Schweigen und die Liebe eine Rolle, denn christlich gesehen führt das mystische Erleben nicht in die Unverbindlichkeit des „Nichts“. Vielmehr durchforscht die Mystik die Tiefendimension der göttlichen Menschwerdung. Sie lehrt, wer Jesus war und was er tat. Sie führt in seine unmittelbare Nähe und lässt teilhaben an seinem Leiden, seinem Tod und seiner Auferstehung. Der Geist schenkt Gotteserfahrung – wie er es will – und stattet mit all dem aus, was das christliche Zeugnis zum rechten Schweigen und zum rechten Reden braucht: Bodenhaftung, Tiefblick, Vertrauen, Tapferkeit, innere Ruhe, Gelassenheit, positives Denken, Geborgenheit unter Gleichgesinnten (vgl. Gal 5,22–23).

Wie wirken unter der Ägide des Heiligen Geistes die Institution und das Charisma, apostolisches Amt und Leben aufeinander ein? Sie sollten, je auf ihre Weise, bemüht sein, die Frömmigkeit zu fördern. Dazu gehört die Sorge, dass christliches Leben nicht aktionistisch oder bürokratisch veräußerlicht. Ständige Verlautbarungen und Statuten tragen zur Zerredung des Glaubens bei und laufen auf eine Attitüde der Belehrung hinaus. Aber was Menschen in der Kirche heute dringend benötigen, ist der Respekt vor ihrer persönlichen Gottesbeziehung und Glaubensnot. Gibt es noch die wohlbehüteten Freiräume, sich entsprechend zu äußern?

Zurück zur Grundfrage dieses Artikels: Wo liegt der ekklesiale (und damit auch ekklesiologische) Ort religiöser Bewegungen? Es hat sich gezeigt: Im Rahmen des einen Gottesvolkes ist die Kirche als eine messianische Bewegung zu werten. Sie lebt aus zwei Sendungen, der des Sohnes und der des Geistes, und ruht im Mysterium des Vaters. Deshalb stützen sich Institution und Charisma im Blick auf das gemeinsame Gotteszeugnis. Sie blühen ineinander auf und leisten füreinander einen mäeutischen Dienst in je trinitarischer Inspiration.